

Anna Schreiner/Christa Binswanger

„Depressed? It Might Be Political!“

Cvetkovich, Ann (2012): *Depression – a public feeling*. Durham & London: Duke University Press (€ 17,80, 296 S.).

„Depressed? It Might Be Political!“ Mit diesem Slogan warb der *Feel Tank Chicago* auf T-Shirts und Magneten gegen die Pathologisierung und stattdessen für die politische Nutzbarmachung negativer Emotionen. Ann Cvetkovich – Theoretikerin der Affect Studies und Universitätsprofessorin für Englisch und Women’s and Gender Studies in Austin, Texas – ist Mitinitiatorin dieses Zusammenschlusses aus Akademiker_innen, Künstler_innen und Aktivist_innen. Deren Anliegen ist es, Gefühle aus der so genannten privaten in die öffentliche Sphäre zu tragen und ihre öffentlichen Ursachen, Wirkungen und Ausdrucksformen zu diskutieren.

In ihrem Buch „DEPRESSION – a public feeling“ kritisiert Cvetkovich die rein individualisierte Betrachtung von Depression und ihre Reduktion auf ein Ungleichgewicht der Botenstoffe im Gehirn. Depression sei viel mehr eingebettet in sozio-politische Kontexte und Kultur. Sie verortet Ursachen von individuellen und kollektiven Zuständen der Leere, Erschöpfung und des Handlungsverlustes in der historischen und politischen Situation der USA. Zentrales Anliegen ist ihr, Depression als einen Einstieg („entry point“, 13) in eine neue kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung zu begreifen und dabei Depression als individuell und kollektiv empfundenen Gefühl fassbar zu machen, das von sozialen Kräften hervorgebracht wird.

In der Einleitung verortet Cvetkovich ihre Schrift zunächst innerhalb der Affect Studies. Sie bezieht sich erstens auf gegenwärtig aufflammende Debatten in der feministischen Theorietradition um den „affective turn“ (3f.). Anhand ihrer eigenen langjährigen Auseinandersetzung mit feministischer Theorie zeigt sie auf, dass die Beschäftigung mit Gefühlen an sich nicht neu ist. Sie knüpft dabei an theoretische Auseinandersetzungen der 70er und 80er Jahre an. Allerdings ermögliche die neuerdings intensivierte Auseinandersetzung mit Affekten und Gefühlen, bestimmte identitätspolitische Positionen zu überdenken und zu reformulieren, gerade in Bezug auf Aktivismus und den Umgang mit persönlichen Narrativen. Zweitens reflektiert Cvetkovich die in den Affect Studies kontrovers verhandelte Unterscheidung der Begriffskonzepte ‚Affect‘ und ‚Emotion‘. In diesem Zusammenhang positioniert sie sich weder klar für noch gegen eine Unterscheidung, sondern verwendet stattdessen die Bezeichnung „feeling“ (4), die sowohl körperliche als auch kognitive Zustände umfassen kann. Damit trägt sie der aktuellen Diskussion um Materialität Rechnung und beschreibt Depression als durchaus körperliches und nicht nur mentales Empfinden.

Cvetkovich recurriert hierbei zwar immer wieder auf reichhaltige Theoriegebäude (u. a. aus dem Bereich der Queer Studies), erläutert die zitierten Kon-

texte aber leider nur teilweise, so dass diese selten in einem nachvollziehbaren Verhältnis zu ihren eigenen Gedankengängen stehen (z.B. 11).

Für ihre Analysen wählt Cvetkovich einen Weg, der für die akademische Welt eher ungewöhnlich ist: Den wissenschaftlichen Überlegungen eines „spekulativen Essays“ (Part II: A Public Feelings Project) stellt sie eine autobiografische Erzählung in Form eines „Depressions-Tagebuchs“ voran (Part I: The Depression Journals).

Im ersten Teil schildert sie eigene Erfahrungen mit Depression, insbesondere im Zusammenhang mit Schreibblockaden bei der Fertigstellung ihrer Dissertation und ihres ersten Buches. „Impasse: being stuck“ (19-21), die Blockade in Verbindung mit Angst („anxiety“, 29) vor dem Scheitern, wird zu einem Schlüsselbegriff ihres Schreibens. Anhand ihrer eigenen Gefühlslage verdeutlicht Cvetkovich so den massiven Druck auf Akademiker_innen, ständig Texte zu produzieren. Darin in Zusammenhang stehe das heimtückische Dilemma, (neoliberalen) Leistungsanforderungen entsprechen zu müssen und gleichzeitig den eigenen Ansprüchen an Engagement für soziale Gerechtigkeit nicht entsprechen zu können. Indem sie ihre persönlichen Gefühle in einen sozialen Kontext stellt, ermöglicht sie es den Lesenden, auch ihre eigenen Erfahrungen mit dem akademischen Schreiben als kollektive, überindividuelle Phänomene zu reinterpretieren.

Damit verortet sich Cvetkovich persönlich in ihrem Themengebiet: Sie ist Teil der akademischen Welt, hat selbst Erfahrungen mit Depression und ist ehemalige Nutzerin von Antidepressiva und ihre biografischen Erfahrungen sind eng verknüpft mit der Geschichte der Queer Studies und ihrer Teilnahme an Konferenzen in diesem Feld. Sowohl in der Einleitung als auch in einer anschließenden Reflexion diskutiert Cvetkovich ausgiebig das Für und Wider der Veröffentlichung ihrer Memoiren. Einerseits erscheint es notwendig im Sinne alternativer Formen von Wissensproduktion, auch in der akademischen Welt Unsicherheiten, Leerstellen und Sprünge als alltäglichen Bestandteil des Denk- und Schreibprozesses offenzulegen, anstatt sie zu verschleiern. Andererseits ist sie sich der Problematik, daraus identitätspolitische Ansprüche abzuleiten, immer bewusst und sucht dieser durch eine immer wieder aufgegriffene Selbstproblematierung zu entgehen.

Im Zuge ihrer Argumentation gegen eine Pathologisierung verdeutlicht Cvetkovich ihr Verständnis von Depression als normal bzw. gewöhnlich („ordinary“, 12). Damit erscheinen negative Gefühle bis hin zur Depression als Effekte alltäglicher Segregation und Diskriminierung. In diesem Zusammenhang setzt Cvetkovich sich mit Autor_innen der afrikanischen Diaspora auseinander und konzeptualisiert Depression als langfristige Folge einer andauernden Geschichte von Sklaverei, Enteignung und Rassismus. Sie thematisiert Depression jedoch auch als Phänomen der weißen Mittelklasse. Die neoliberale Marktwirtschaft baue Leistungsdruck auf, halte gleichzeitig aber Erfolgsversprechen (des amerikanischen Traumes) nicht ein. Cvetkovich präsentiert damit zwei einander ergänzende Stoßrichtungen einer politisch-sozialen Herleitung von Depression. Bedauerlich ist, dass sie dabei vorwiegend argumentiert, *dass* eine Verknüpfung

angezeigt ist, ohne ausreichend darzulegen, *wie* sie zu diesem Schluss kommt. So schreibt sie z.B. „*The paradigms for depression that emerge form histories of colonization and diaspora [...] are suggestive for white and middle-class understandings of depression as well.*“ (139). Sie führt hier ihre Sichtweise kaum aus und liefert wenige Belege, die von Lesenden nachvollzogen werden könnten.

Um dem rein biochemischen Verständnis von Depression etwas entgegen zu setzen, unternimmt Cvetkovich einen Blick in die Vergangenheit und befasst sich mit dem Konzept der *Akedia* – einem Begriff für spirituelle Verzweiflung, den der christliche Geistliche Cassian im 4. Jahrhundert geprägt hat. Dem Glaubensverlust damaliger Mönche vergleichbar, verlieren Menschen heute das Vertrauen, in der gegenwärtigen Welt etwas zum Besseren bewirken zu können. In Anlehnung an den Zusammenschluss *Public Feelings*, zu dem auch der eingangs erwähnte *Feel Tank Chicago* gehört, nennt Cvetkovich letzteres *politische Depression*.

Cvetkovich nutzt Spiritualität hier also als Ressource dafür, ein alternatives sozio-politisches Erklärungsmodell für Depression darzulegen. Überdies führt sie alltägliche spirituelle Praxis als eine mögliche Umgangsweise damit an. Auch hier bleibt jedoch eher vage, was sie genau unter Spiritualität fasst. Neben spirituellen Krisen katholischer Mönche erwähnt sie ihre eigene katholische Sozialisation und diskutiert indigene Spiritualität sowie die der afrikanischen Diaspora, Naturverbundenheit und alltägliche ritualisierte Handlungen. Dabei erscheint Spiritualität als sehr breiter Sammelbegriff, sowohl in Bezug auf Entstehungsmodelle von Depression als auch auf den Umgang mit ihnen.

Um auf die Gewöhnlichkeit des Gemütszustandes Depression zu verweisen, verwendet Cvetkovich bisweilen „feeling bad“ (158) als alternative Begrifflichkeit. Hieran ist jedoch kritisch anzumerken, dass das Anliegen, Depression zu entindividualisieren und zu politisieren, mit einer Relativierung der Befindlichkeit Betroffener einhergehen könnte. Die kategoriale Abgrenzung von Depression gegenüber weniger einschränkenden *negativen Gefühlen* war und bleibt für viele eine wichtige Errungenschaft im Kampf um die Anerkennung ihrer Situation. So ist die medizinische Diagnose und damit einhergehende Pathologisierung beispielsweise vielerorts eine Voraussetzung für die Übernahme von Leistungen durch die Krankenkassen.

Gleichwohl argumentiert Cvetkovich überzeugend, warum sie Depression nicht als individuelle Krankheit mit einer individuellen Geschichte, sondern vor dem Hintergrund gesellschaftspolitischer Ursachen betrachtet. Sie zeigt auf, dass Psychopharmaka möglicherweise deshalb so attraktiv sind, weil sie sowohl von Eigenverantwortlichkeit für Depression entlasten, als auch Handlungsmacht bereitstellen, um gegen Depression vorzugehen. Dem rein biochemischen Verständnis der Depression und ihrer Behandlung mit Psychopharmaka setzt sie neben alternativen Erklärungsmodellen auch alternative Umgangsweisen mit negativen Emotionen entgegen. Als „utopia of ordinary habit“ (154) bezeichnet Cvetkovich Techniken der Bewältigung des Alltags, zu denen sie neben dem wissenschaftlichen und dem literarischen Schreiben auch das Kunsthandwerk

(„crafting“, 154) zählt. Kunsthandwerk hat laut Cvetkovich das Potential zu einem spirituellen Ritual, während dem der Geist ähnlich wie in der Meditation gleichzeitig fokussiert und frei ist.

Es verwundert, dass einige ihrer Vorschläge zum Umgang mit Depression (u.a. Routinen der Selbstfürsorge, körperliche Ertüchtigung wie Schwimmen oder Yoga) sich nicht sehr von gebräuchlichen Methoden gegenwärtiger Psychotherapieverfahren unterscheiden, dass aber Cvetkovich selbst diese Ähnlichkeiten nicht explizit thematisiert.

Wer im wissenschaftlichen Kontext ein so persönliches Buch wie „DEPRESSION – a public feeling“ publiziert, geht ein Wagnis ein und riskiert Verletzlichkeit. Cvetkovichs Mut, auf diese Weise vom akademischen Mainstream abzuweichen, gilt es zu würdigen. Textanordnung und Schreibweise fordern unsere Lesegewohnheiten im wissenschaftlichen Kontext bewusst heraus. Einerseits lässt sich ihr Buch dadurch an Schreibweisen der Autoethnografie, wie sie etwa von Norman Denzin oder Laurel Richardson schon seit Längerem praktiziert und theoretisiert werden, anknüpfend einordnen. Andererseits ist Cvetkovichs Insistieren auf der Alltäglichkeit von Depression im Kontext von akademischem Schreiben radikaler in seinem gesellschaftskritischen Anspruch. So ist ihr Buch gerade auch in seiner Provokation ein wichtiger Beitrag zur Debatte um die Entindividualisierung sowie Depathologisierung von (negativen) Gefühlen. Es öffnet den Blick für eine Lesart (auch) des akademischen Betriebs, die Blockaden und negative Gefühle als gewöhnliche Alltagsgefühle integriert und auf ihr kreatives Potential hinweist. Das Innehalten in scheinbarer Leere kann so als Moment fühl- und verstehbar werden, dessen es bedarf, der eine nicht zuletzt körperliche Reaktion auf Anrufungen (neoliberalen) Selbstmanagements darstellt und neue Deutungshorizonte eröffnet. So werden „bad feelings“ als eine Antwort auf Politik und Gesellschaft nicht ausgeschlossen, sondern transformierbar im Sinne politischer Mobilisierung.